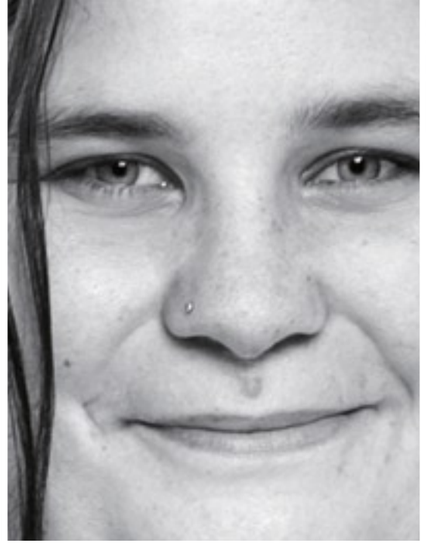
Barbara Schmutz



Barbara Schmutz

Barbara Schmutz

Lange meinen wir ja, wir seien einzigartig. Aber irgendwann stellen wir fest, dass da draussen Menschen mit dem genau gleichen Namen herumlaufen. Sind die uns ähnlich? Prägt der Name den Charakter? Oder ist alles bloss Zufall? Die Journalistin Barbara Schmutz (siehe Porträt Seite 54) hat sich aufgemacht, fünf andere Barbara Schmutz zu treffen.

Fotos: Sandra Kennel

MEIN NAME IST *SCHMUTZ,* BARBARA SCHMUTZ

Barbara Schmutz

Barbara Schmutz

Barbara Schmutz

«ICH WAR BÄBE ODER BÄ»

BARBARA SCHMUTZ
Allrounderin

Wohnort: Lanzenhäusern BE, in einem Einfamilienhaus
Geburtsdatum: 2. September 1961
Geschieden; drei Kinder: Vanessa (21), Christian (20) und Adrian (15)

Ohne Wimperntusche und ohne Lippenstift gehe sie nie aus dem Haus, sagt sie. Dafür ab und zu ohne Handy. «Ich bin so eine Sachenvergesserin. Ich verlasse das Haus, und was ist: kein Handy dabei und dann abends, wenn ich heimkomme, ganz viele Anrufe in Abwesenheit auf dem Display.»

Ansonsten aber geht bei ihr nichts unter, schon gar kein Termin. Sie hat Coiffeuse gelernt, heute aber ist sie Allrounderin. «Erweiterte Hausfrau könnte man meinen Beruf nennen.» Sie arbeitet jeden Tag in einem anderen Haushalt, putzt, macht die Wäsche und pflegt den Garten. «Ich bin enorm zuverlässig und kann meine Arbeit gut einteilen.» Am besten gefällt ihr, dass sie ohne Chef im Rücken arbeiten kann.

Sie ist aufgewachsen, wo sie auch heute wohnt, in Lanzenhäusern, einem kleinen Dorf im Bernbiet, zusammen mit drei jüngeren Geschwistern. Das heisse dann aber nicht, dass sie die ganze Zeit hier gelebt habe. Im Gegenteil. Nach der Lehre zog sie zusammen mit ihrem damaligen Freund und späteren Mann zuerst nach Lausanne, dann nach Thun, Steffisburg und zuletzt nach Basel. Aus beruflichen Gründen: Er arbeitete als Lokführer. Dann, vor 13 Jahren, kauften sie in Lanzenhäusern Land und bauten das Haus. Kurz danach brach ihre Ehe auseinander.

Arbeiten, Haushalt, Kinder, das ist ihr Tagesablauf. Gut, gibt es die Abende, an denen sie mit ihren Freundinnen und ihrer Tochter über Gott und die Welt diskutiert. Und doch, manchmal wünscht sie sich, so leben zu können wie die anderen. Sich hinsetzen, Beine hochlegen und sagen: Der Haushalt ist perfekt genug. «Die ‹Giele› helfen nicht mit, es sei nicht ihr Haus, sagen sie.» Das begreife sie ja, aber trotzdem wäre es schön, sie würden mal Wäsche aufhängen. Andererseits: «Eigentlich ist es ganz praktisch, dass sie nicht mit anpacken. Denn so kann ich alles liegen lassen, und abends, wenn ich nach Hause komme, ist alles noch am gleichen Ort.»

annabelle: *Von welchem Beruf haben Sie als Kind geträumt?*
Coiffeuse. Mich hat es schon immer fasziniert, was man mit Haaren alles machen kann.

Gefällt Ihnen Ihr Vorname?
Ja. Hier in der Gegend gab und gibt es nicht viele Barbaras.

Wo machen Sie am liebsten Ferien?
Daheim. Mein Traum aber sind zwei Wochen Ferien auf Hawaii.

Was war für Sie als Kind der grösste Graus?
Silomilch im Winter. Incarom-Kaffee. Mäuse – bis heute. Und der Haferbrei, den es bei uns jeweils am Samstagmorgen gab, zusammen mit dickem Kakao, auf dem sich eine Haut gebildet hatte. Uähhhh!

Hatten Sie einen Übernamen?
Bäbe.

Wie ruft Sie Ihre Familie?
Meine Kinder und meine Eltern sagen mir Mam und meine Geschwister Bäbe oder Bä.

Ihre Lieblingsfarbe?
Im Moment habe ich keine. Hm, vielleicht Jeansblau. Früher war Blau meine Lieblingsfarbe.

Ihr Lieblingsessen?
Ich habe alles gern.

Was ist typisch für Sie?
Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit.

Haben Sie vorher schon eine Barbara Schmutz gekannt?
Ja, die Barbara Schmutz von der Ofenhalten. Aber sie hat zum Glück geheiratet und heisst nun Wehrli. Seither bekommt keine von uns mehr die falsche Post.

«ICH WAR GERN ‹DIE FREMDE›»

BARBARA SCHMUTZ, Pfarrerin

Wohnort: Gümligen BE, im Pfarrhaus der reformierten Kirchgemeinde
Geburtsdatum: 20. April 1966
Lebt getrennt; ein Sohn, Maximilian Benedikt (6)

Vielleicht sind ihre Augen das Auffälligste an ihr: weil sie so leuchten können. Wenn sie lacht und vor allem, wenn sie von ihrem Beruf erzählt.

Pfarrerin. Wer hätte das gedacht. Sie wuchs in Langenthal auf, in einer Wirtsfamilie zusammen mit einer jüngeren Schwester, die die Schöne war und die musisch Begabte. Sie selber war die Gescheite, aber Hässliche. Immerhin: gescheit.

Sie war eine Regentin. «Du bist so dominant», hiess es zu Hause. Ging es darum, im Haushalt etwas zu zügeln, sagte ihr Vater jeweils zu ihr: «Gäu Bärble, du nimmst das Klavierstühli, sitzt in die Mitte und dirigierst die anderen herum.» Ohne ihr Kommandieren, da war sie sich sicher, hätte es jedes Mal ein heilloses Chaos gegeben.

Im Gymnasium hatte sie Griechisch gelernt, als Einzige ihres Jahrgangs, und Hebräisch. Sie wollte etwas anfangen mit den alten Sprachen, wollte ein breites Studienfach, eine Richtung, die nichts mit Naturwissenschaften zu tun hatte, denn in denen war sie «eine absolute Nuss».

Sie entschied sich für Theologie. Dass das Studium, das Sprachen beinhaltete, Geschichte, vergleichende Religionswissenschaften, Psychologie und Philosophie, gleichzeitig auch eine Berufsausbildung war, daran dachte sie damals nicht. Erst als die Leute sagten «Aha, du willst Pfarrerin werden», überlegte sie: Pfarrerin? Kannte sie Pfarrer? Ja klar, in Langenthal kamen sie manchmal nach Beerdigungen ins Restaurant ihrer Eltern. Das wars dann aber auch. Die Kirche interessierte sie nicht gross.

Trotzdem begann sie, Predigtstellvertretungen zu übernehmen, und merkte: Das passt mir. Ein Grossteil der Pfarrerinnen und Pfarrer, sagt sie, hat eine exhibitionistische Ader, sie wollen sich zeigen, ein Stück weit schauspielern, Stimmungen erzeugen. «Es hat etwas Erotisches, in der Kirche zu sein und die Emotionen der Leute zu beeinflussen.» Deshalb müsse sie sich auch immer bewusst sein, was sie mache, was sie sage und wie sie es sage. «Denn Worte können nicht nur Stimmungen erzeugen, man kann die Leute damit auch manipulieren.»

Pfarrerin, wer hätte das gedacht. Und doch, es scheint, als sei es der richtige Beruf für sie, die es «höchst spannend» findet, wenn sich Türen öffnen und sie in andere Leben hineinsieht.

annabelle: *Von welchem Beruf haben Sie als Kind geträumt?*
Lehrerin, Archäologin. Oder Tierärztin. Aber nur für grosse Tiere. So Niffelizüg wie Hunde kastrieren oder Meersäuli, das hätte mich nicht interessiert. Das bin ich: Es muss grosszügig sein, in jeder Hinsicht.

Gefällt Ihnen Ihr Vorname?
Ja. Mir war auch früh klar, was der Name bedeutet – die Fremde. Und ich fand es toll, ein bisschen fremd zu sein, speziell zu sein, nicht ganz dazuzugehören.

Wo machen Sie am liebsten Ferien?
Es gibt keine bestimmten Orte. Aber es gibt «heilige Wochen». Seit Jahren mache ich zusammen mit einer Freundin Wellnessferien, jeweils im November.

Was war für Sie als Kind der grösste Graus?
Dreiminuteneier, das gschlüdrige Eiweiss habe ich gar nicht gern. Für mich müssen sie viereinhalb Minuten lang kochen.

Hatten Sie einen Übernamen?
Bärble. Und in der Oberstufe war ich d Schmutz.

Wie nennt Sie Ihre Familie?
Meine Schwester ruft mich Bärble. Meine Eltern haben mir lange Bärbeli und dann Bärbi gesagt, heute bin ich für sie Barbara. Einen Freund habe ich, der sagt mir Barbie. Als ich 13 Jahre alt war, während der Pubertät, schrieb ich mich Babsi mit einem Herzchen auf dem i. Gott im Himmel!

Ihre Lieblingsfarbe?
Ich trage sehr gern Schwarz.

Ihr Lieblingsessen?
Käse.

Was ist typisch für Sie?
Meine blühende Fantasie. Ich kann den grössten Mist so glaubwürdig erzählen, dass die anderen verunsichert sind: wahr oder nicht?

Haben Sie vorher schon eine Barbara Schmutz gekannt?
In Gümligen gab es anfangs eine zweite. Aber die kannte ich nicht.

«ICH SEI EIN ELSI, HIESS ES»

BARBARA SCHMUTZ, Lehrerin

Wohnort: Burgdorf BE, in einem Fachwerkhäuschen
Geburtsdatum: 6. Januar 1968
Ledig

Vor einiger Zeit, sie flanierte durch die Stadt, war eine Umfrage im Gang, und man fragte sie: «Sind Sie im Parkhaus?» Sie antwortete: «Nein, ich bin hier, mein Auto ist im Parkhaus.»

Sie hat es gern genau, Worte sind ihr wichtig: Was sage ich, und wie sage ich es? Ihre Eltern brachten ihr und ihren beiden älteren Brüdern eine gute und präzise Sprache bei. Es war zu Hause nicht egal, wie etwas gesagt wurde.

Das Berndeutsch liegt ihr am Herzen. Ein paar der Wörter, die sie jeweils bei ihren Grossmüttern gehört hat, setzt sie auch im Alltag ein – und erntet hie und da einen verständnislosen Blick: Zwuri, zweimal, das verstehen nun wirklich nicht alle. Hört sie im Radio ein verunstaltetes Berndeutsch, «Chan ig Ihne häufe» oder «Was säge Sie da derzue?», dann schmerzt sie das in den Ohren. Dass das Berndeutsche «Dir» teilweise deshalb nicht mehr gebraucht wird, weil es für manche so tönt, als würden sie gerade geduzt, ist für sie kein Argument. Die Bündner und die Walliser hätten ebenfalls spezielle Wörter und Ausdrücke, und trotzdem werde an ihrer Sprache nicht rumgeschräubelt.

Sie habe Humor, sagt sie, und sie sei tolerant, aber nicht gleichgültig. «Das ist für mich ein grosser Unterschied.» Schludrigkeiten akzeptieren zum Beispiel habe für sie nichts mit Toleranz zu tun. Für sie bedeutet Toleranz «Ich sehe etwas nicht gleich wie der andere oder sogar ganz anders, aber es gibt Gründe, die andere Sicht zu akzeptieren.»

Sie spielt Theater in der Theatergruppe Burgdorf, und sie singt im Opernchor Biel-Solothurn. Eine Extrovertierte? Nein, sagt sie, das sehe sie nicht so. Theater bedeute für sie nicht, sich zu zeigen. Im Gegenteil, auf der Bühne fühlt sie sich gerade deshalb wohl, weil sie jemand anders sein kann. «Ich probiere so gut wie möglich die Person zu verkörpern, die ich spiele, aber das bin dann nicht ich, das hat mit mir nichts zu tun.»

annabelle: *Von welchem Beruf haben Sie als Kind geträumt?*
Eine Zeitlang wollte ich Krankenschwester werden, beeinflusst durch die Susanne-Barden-Bücher. Auch Lektorin hat mich interessiert. Ich überlegte mir damals: Welche Berufe gibt es, in denen man viel lesen kann? Doch dann kam ziemlich schnell der Wunsch auf, Lehrerin zu werden, weil es ein vielseitiger Beruf ist.

Gefällt Ihnen Ihr Vorname?
Nicht besonders, es ist ein völlig normaler Name, wertneutral.

Wo machen Sie am liebsten Ferien?
Mir ist es in Südfrankreich sehr wohl.

Was war für Sie als Kind der grösste Graus?
Schnecken! Ich bin einmal auf eine getreten, barfuss. Ich habe den Fuss am Brunnen gewaschen und gewaschen und gewaschen und hatte das Gefühl, ich werde die Schnecke nicht los.

Hatten Sie einen Übernamen?
Ja, aber den verrate ich nicht.

Wie nennen Sie Ihre Eltern?
Bärble. Oder als Kind manchmal Elsi. Ich sei ein bisschen ein Elsi, hiess es ab und zu, ein Schlitzohr.

Ihre Lieblingsfarbe?
Grün. Ich bin froh, habe ich ein Gärtli. Im Frühling, wenn die Buche ausschlägt, das Giftgrün der Blätter – das ist ein wahrer Jungbrunnen.

Ihr Lieblingsessen?
Mutters Rindfleisch im Saft. Und Grossmutters Härdöpfustock mit Suurem Mocke.

Was ist typisch für Sie?
Meine Liebe zur Sprache. Und leider auch mein mangelnder Ordnungssinn.

Haben Sie vorher schon eine Barbara Schmutz gekannt?
Nein, aber ich wusste, dass es andere gibt. Die Pfarrerin von Gümligen etwa, die schreibt manchmal in der Zeitung.

«BARBARA WAR AUF PLATZ 1»»

BARBARA SCHMUTZ Hausfrau und Floristin

Wohnort: Lanzenhäusern BE, in einem Bauernhaus
Geburtsdatum: 19. September 1974
Verheiratet; eine Tochter: Elena (3)

Sie hat immer das letzte Wort. Und deshalb ist es für die anderen manchmal nicht angenehm, mit ihr zu diskutieren. Aber in einem ist sie besser geworden: Wenn sie früher einmal eine Meinung gefasst hatte, dann hielt sie daran fest. Jetzt kommt es vor, dass sie sich in einem ruhigen Moment eingesteht, dass die andere Person eigentlich Recht hat. Manchmal sagt sie es ihr dann auch.

Sie sei aber eine gute Zuhörerin, sagt sie, «meine Freunde können mich jederzeit anrufen, wenn sie Hilfe brauchen, ich bin für sie da.» Als sie in Kehrsatz arbeitete, in der Gärtnerei Marti, hat sie zusammen mit dem Chef die Arbeitseinsätze koordiniert: Wer macht wann was? Dieses organisatorische Talent hat sie von ihrem Vater. «Er war Bauer und arbeitete zusätzlich noch auf dem Bau; trotzdem hatte er immer Zeit für die Familie. Wir sind sogar jeweils ins Ausland in die Ferien gegangen, das ist ja für eine Bauernfamilie eher ungewöhnlich.» Meistens sind sie auf eine Insel gereist, nach Madeira, Kos, Kreta. Mal war sie mit von der Partie, das andere Mal ihre Schwester. Keine schlechte Lösung, als Kind hatte sie mit ihrer Schwester häufig Streit – die vier Jahre Jüngere nervte sie. Diejenige, die zu Hause blieb, verbrachte ihre Ferien bei den Grosseltern – und genoss das sehr. Das Grosi hatte alle Fernsehsender. Zu Hause gabs nur den Schweizer, den Welschen und den Tessiner.

Wäre es nach ihrem Vater gegangen, hiesse sie heute Berta. «Er wollte unbedingt eine Berta, meine Mutter eine Barbara.» Als ich dann auf der Welt war, sagte meine Grossmutter: «Also Berta kannst du das Kind nicht nennen, und Barbara ist sowieso viel schöner.»

Haushalten, das müsste eigentlich nicht sein. Viel lieber als drinnen staubzusaugen jätet sie draussen den Garten und hegt und pflegt die Blumen. Und bindet im Sommer grosse Sträusse, die sie dann in der Wohnung aufstellt. Neben all ihren Sachen und Sächelchen. «Ich bin halt ein Dekoriererli.» Dekorieren, das sei ein bisschen eine Schmutz-Krankheit, sagt sie. Ihre Eltern sind davon befallen, ihre Tante und ihr Onkel ebenfalls.

annabelle: *Von welchem Beruf haben Sie als Kind geträumt?*
Ich arbeite in meinem Traumberuf, als Floristin.

Gefällt Ihnen Ihr Name?
Ja. Während meiner Schulzeit stand Barbara lange auf Platz 1 der Namenrangliste. Da war ich schon ein bisschen stolz. Eine Zeitlang gab es allerdings noch einen anderen Namen, der mir gefallen hat: Géraldine. Das hatte damit zu tun, dass unsere Eltern immer mit uns in den Circus Knie gegangen sind.

Wo machen Sie am liebsten Ferien?
An ganz unterschiedlichen Orten. Ich könnte mir nicht vorstellen, jedes Jahr an den gleichen Ort zu reisen; ich hätte das Gefühl, ich bekäme nichts von der Welt zu sehen.

Was war für Sie in der Kindheit der grösste Graus?
Als ich dreijährig war, begann ich zu schielen und musste am linken Auge operiert werden. Nach der Operation bekam ich jeden Tag Tropfen ins Auge geträufelt, das war schlimm.

Hatten Sie einen Übernamen?
Baba.

Wie nennt Sie Ihre Familie?
Mein Mann und meine Schwester sagen mir Bärble. Die Schwester manchmal auch Schwöschterhärz. Meine Eltern haben mich früher Bärbi gerufen, heute aber sagen sie auch Bärble.

Ihre Lieblingsfarbe?
Blau.

Ihr Lieblingsessen?
Härdöpfustock u Suure Mocke.

Was ist typisch für Sie?
Ich habe immer das letzte Wort.

Haben Sie vorher schon eine Barbara Schmutz gekannt?
Ja, die Barbara Schmutz in der Schleifern. Sie war gottefroh, als ich geheiratet habe, weil wir jeweils die falsche Post erhalten hatten. Gut, ich bekomme noch heute einen Coiffeurkatalog zugeschickt. Doch da auch sie einen bekommt, behalte ich meinen.

«SIE NANNTEN MICH PEPSI»

BARBARA SCHMUTZ
Textilverkäuferin

Wohnort: Wädenswil ZH, in einem kleinen Mehrfamilienhaus
Geburtsdatum: 27. September 1957
Geschieden; zwei Söhne: Daniel (25) und Simon (22)

Als sie frisch verheiratet war, Schmutz hiess und nicht mehr Riesen, sagte einmal eine Arbeitskollegin zu ihr: «Schmutz, so möchte ich nie heissen.» Oder wenn sie an ihrem Arbeitsort, in der Migros, ausgerufen wurde: «Frau Schmutz», da habe sie jeweils gedacht, «Ou, wie das tönt». Aber was solls, sie hat ihren Mann geliebt, und als sie ihm kurz vor der Hochzeit vorschlug, er könne doch ihren Namen annehmen, lautete seine Antwort: «Das kommt überhaupt nicht in Frage.» Das war 1983.

Sie ist als ältestes von vier Kindern aufgewachsen, und das hat sie ab und zu gehörig genervt, vor allem als sie ein Teenager war und nicht in den Ausgang durfte. Dafür konnte sie immer alle ihre Freundinnen und Freunde mit nach Hause nehmen. Das war wunderbar.

Aus ihrer Kindheit ist ihr eine Person ganz besonders in Erinnerung geblieben: das Fräulein Waldvogel, die Handarbeitslehrerin. Wie sie jeweils neben ihr stand und sich ärgerte, wenn sie etwas nicht exakt so machte, wie sie sollte. Handarbeiten war und ist ihr ein Graus. Noch heute strickt und näht sie nicht gern. Viel lieber greift sie zur Farbpalette und malt. «Landschaften und

«MANCHE NAMEN WIRKEN NACH EIN PAAR JAHREN WIE EIN ALTES KLEIDUNGSSTÜCK»

Christian Seidl, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Dozent am Romanischen Seminar der Universität Zürich, über altmodische Vornamen, die wieder en vogue sind, und das nicht immer ganz einfache Unterfangen, seinem Kind einen Namen zu geben, mit dem es wahrscheinlich glücklich wird.

Prägt der Vorname den Menschen?
Im Allgemeinen nicht. Würde ein Vorname einen Menschen prägen, müsste er ja die Kraft haben, den Charakter massgebend zu beeinflussen. Was es aber gibt, das sind schichtenspezifische Vornamen, Namen also, die in bestimmten Gesellschaftsschichten häufiger vorkommen als in anderen. So werden zum Beispiel Jacqueline und Kevin eher der Unterschicht zugeordnet, Maximilian und Sophie hingegen sind vor allem in Intellektuellenfamilien zu finden.

Jacqueline tönt aber nach Glamour, nach Jackie O.
Ja, und das zeigt sehr schön, dass sich Leute aus der Unterschicht eher an glamourösen als an traditionellen Namen orientieren.

Maximilian und Sophie, das sind altmodische Namen, die man vor zwanzig Jahren kaum gehört hat. Heute aber sind sie wieder chic. Wieso?
In der Oberschicht scheint ein grösseres Bewusstsein für den eigenen Stammbaum vorhanden zu sein, weshalb gewisse Namen, die in früheren Generationen vorkamen, nun wieder ausgewählt werden.

Und wenn ein solcher Stammbaum fehlt?
Dann könnte, wie im 16. Jahrhundert, das Alte Testament weiterhelfen. Während der Reformation gab es eine Trennung bei den Vornamen: Katholiken gaben ihren Kindern Heiligennamen, Reformierte orientierten sich an biblischen Vorbildern. Vornamen wie Abraham, Isaak, Samuel oder Simon gibt es aber nicht nur in den extrem reformierten Gegenden der Schweiz, sondern, bedingt durch die Auswanderung, auch in den USA. Und von dort kommen sie jetzt wieder zu uns rüber. Ausserdem entsprechen die meisten dieser Namen dem heutigen Trend, nach dem sie wohlklingend sein müssen und viele Vokale beinhalten, wie Noah zum Beispiel oder Lea.

Es gibt auch Kinder, die heissen Parzival. Weshalb geben Eltern ihrem Nachwuchs einen Namen, mit dem er möglicherweise nicht glücklich wird?
Von der philosophischen Warte aus betrachtet ist das ein Problem unserer Freiheit: Wir haben die Wahl. Und weil einige nicht wollen, dass ihr Kind heisst wie Hunderte andere, geben sie ihm einen einzigartigen Namen. Es gibt übrigens noch schrecklichere Vornamen als Parzival. In Deutschland darf man sein Kind zum Beispiel Winnetou nennen.

Worauf sollten Eltern bei der Namengebung denn achten?
An ihrer Stelle würde ich mich fragen: Wäre ich mit diesem Namen zufrieden? Welche Kommentare muss ich mir womöglich anhören? Ist er für alle verständlich? Man muss seinem Kind ja nun wirklich keinen Namen geben, den es ständig buchstabieren muss. Eltern aus unterschiedlichen Sprachräumen sollten zudem darauf achten, dass ihr Kind einen Namen trägt, den alle, auch die beiden Grosseltern-paare, gut aussprechen können. Zudem gibt es Vornamen, die zwei, drei Jahre lang total in sind und dann wieder verschwinden. Solche Namen wirken ein paar Jahre später wie ein altes Kleidungsstück. Ebenfalls eine Überlegung wert: Kann der Name verballhornt werden? Wie wird er abgekürzt? Und bildet der Vorname mit dem Familiennamen eine wohltönende Struktur? Was bei der Kopplung einsilbiger Vor- und Nachnamen wie Max Kunz eher nicht der Fall ist.

In Deutschland machen immer mehr Eltern aus einem Simon einen Säimen oder aus einem Michael einen Maikel. Gibt es einen solchen Trend in der Schweiz auch?
Nein, das ist typisch deutsch. Möglich, dass einige mit einer quasi phonetischen Schreibweise bezwecken, dass ihr Kind, wenn es gefragt wird, wie man seinen Namen schreibt, antworten kann: So, wie mans sagt.

so. Es sind keine Kunstwerke, aber mir gefallen die Bilder.»

Sie kann gut zuhören, sagen ihr die Freundinnen und Kolleginnen. Und ja, es stimmt. Wenn es irgendwie geht, kümmert sie sich um die anderen. Manchmal fast ein bisschen zu viel, sie ist eine, die schlecht Nein sagen kann.

Mit einer Einladung auf ein Fest, wo lauter Leute sind, die sie nicht kennt, würde man ihr keine Freude machen. Sie ist eher zurückhaltend. Nicht gerade introvertiert und auch nicht scheu, aber im Ausgang auf Leute zugehen und sie ansprechen, das ist nicht so ihre Sache.

Sie sei ein zufriedener Mensch, sagt sie, und meistens gut gelaunt. Doch, natürlich gebe es sie auch, die mühsamen Tage oder Begegnungen mit nervigen Leuten. Leuten, die den lieben langen Tag schimpfen, über die Schweiz, über die Ausländer, einfach über alles. Dann denkt sie jeweils: «Viel gescheiter wäre es, das Leben einfach zu geniessen.»

annabelle: *Von welchem Beruf haben Sie als Kind geträumt?*

Kindergärtnerin. Malerin. Coiffeuse. Ich ging auch in einen Coiffeursalon schnuppern. Doch dort herrschte eine seltsame Stimmung, und ausser Haare zusammenwischen konnte ich nichts machen; das hat mir nicht gefallen.

Gefällt Ihnen Ihr Name?

Ja, ich bin stolz darauf. Es ist ein schöner Name, man hört ihn nicht so häufig.

Wo machen Sie am liebsten Ferien?

Im Wallis und im Tessin.

Was war für Sie in der Kindheit der grösste Graus?

Lebertrankapseln.

Hatten Sie einen Übernamen?

Pepsi. Einige sagen mir heute noch so. Meine Grossmutter rief mich Bärbeli.

Wie nennt Sie Ihre Familie?

Die Kinder sagen Mami, und für meine Geschwister bin ich Pepsi.

Ihre Lieblingsfarbe?

Blau.

Ihr Lieblingsessen?

Omelette, gefüllt mit Champignons an einer Schinkensauce.

Was ist typisch für Sie?

Meine Ruhe, Zuverlässigkeit und gute Laune.

Haben Sie vorher schon eine Barbara Schmutz gekannt?

Nein.

«FÜR MUTTER BLEIB ICH BÄRBI»

BARBARA SCHMUTZ

Journalistin

Wohnort: Steinhausen ZG, in einem Bauernhaus
Geburtsdatum: 13. Mai 1963
Lebt in fester Partnerschaft; zwei Söhne: Christoph (21) und Simon (19)

Dass es andere Frauen gleichen Namens gibt, wissen viele. Aber daraus eine Geschichte zu machen, diese Frauen kennen lernen zu wollen, auf die Idee kommt kaum jemand. Barbara Schmutz schon. Die Journalistin ist die Sorte Frau, die wohl ohnehin am liebsten alle Welt kennen lernen würde. Auf eine arglose Art gwunderig ist sie. Fragt man sie nach ihren Stärken, sagt sie als erstes: Neugier. Sie sagt es so offen, dass das Wort jeden negativen Beigeschmack verliert.

Begeisterungsfähigkeit nennt sie als Zweites. Oft habe sie allerdings bereits wieder neue Ideen, bevor die alten richtig Form angenommen hätten. Da komme es schon vor, dass sie ein Detail übersehe. Wie zum Beispiel dieses: Barbara Schmutz kann zwar jede andere Barbara Schmutz porträtieren – aber über sich selbst schreiben? Huch!

Also übernimmt man als Berufskollegin den Job und beginnt zwangsläufig mit einer Äusserlichkeit, an der niemand vorbeisehen kann: die grossen blauen Augen. Die waren in der Schule einst wegen ihres frechen Blicks berüchtigt. «Barbara, vor die Tür!», habe es da auch mal geheissen. «Ich habe gar nicht geschwatzt», habe sie der Lehrerin widersprochen. «Das nicht», sei diese stur geblieben, «aber du hast wieder so geschaut.»

So wie die Augen ihre Seelenfenster sind, so nimmt sie damit auch die unscheinbarsten Details auf. Ob sie nun einen Bundespräsidenten porträtiert oder für die annabelle-Wohnserie bei wildfremden Leuten klingelt: Es sind die von anderen gern übersehenen Kleinigkeiten, die ihren Texten Farbe geben.

Journalistin, sagt sie, sei sie durch Zufall geworden: «Ich war gerade 19, hatte eben die Kanti fertig, da suchte die ‹Solothurner AZ› jemanden für den Lokalteil. Es nahm mich einfach wunder, wie eine Zeitung entsteht, also habe ich mich beworben.» Seither hat der Journalismus sie nicht mehr losgelassen. Auf die AZ folgten das «Vaterland», später die «Luzerner Neusten Nachrichten», dann die «Schweizer Woche», die «Zuger Presse» und schliesslich annabelle.

Am Pult festzusitzen ist allerdings nicht ihr Ding. Vor drei Jahren, als ihre beiden Söhne aus dem Gröbsten raus waren, hat sie den Sprung ins kalte Wasser gewagt und sich als Journalistin selbstständig gemacht. «Das», sagt sie, «liebe ich am meisten: hinausgehen, Menschen kennen lernen, unterwegs sein, meine eigenen Geschichten schreiben.»

annabelle: *Von welchem Beruf hast du als Kind geträumt?*

Schlagersängerin – ich war als Kind ein glühender Heintje-Fan.

Gefällt dir dein Vorname?

Ja.

Wo machst du am liebsten Ferien?

Im süditalienischen Salento, wenn ich mich entspannen will. Ansonsten: Vieles ist möglich.

Was war für dich in der Kindheit der grösste Graus?

Lebertrankapseln, Heliomalt, Fieberzäpfchen.

Hattest du einen Übernamen?

Bärble. Und als Teenager Babs.

Wie ruft dich deine Familie?

Mein Partner sagt Barbara, die Buben Mami oder Mama, meine Mutter ruft mich Bärbi – bis heute – und mein Bruder Bärble.

Deine Lieblingsfarbe?

Olivgrün.

Dein Lieblingsessen?

Suure Mocke mit Kartoffelstock.

Was ist typisch für dich?

Mein Schuhtick. Bei schönen Schuhen kann ich kaum widerstehen.

Hast du vorher schon eine Barbara Schmutz gekannt?

Nein.

Text: Brigitte Zaugg